

Christoph Conrad

## Neues zum Alter

### Gegenwartsprobleme in sozialhistorischer Perspektive

Anton Amann, *Die vielen Gesichter des Alters. Tatsachen, Fragen, Kritiken*, Wien: Edition S – Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei 1989.

Josef Ehmer, *Sozialgeschichte des Alters (Neue Historische Bibliothek)*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1990.

Peter Laslett, *A Fresh Map of Life. The Emergence of the Third Age*, London: Weidenfeld & Nicolson 1989.

Paul Thompson, Catherine Itzin, and Michele Abendstern, *I Don't Feel Old. The Experience of Later Life*, Oxford u. New York: Oxford University Press 1990 (Paperback 1991).

Die westlichen Gesellschaften erleben gegenwärtig eine Explosion sowohl von Schreckbildern als auch von Idealisierungen der zweiten Lebenshälfte. Das dritte und vierte Alter ist zum Schauplatz eines „Kampfes um Deutungen und Lebensformen“ geworden.<sup>1</sup> Lagen Altersthemen lange in den betulichen Händen von Sozialarbeitern und unter dem besorgten Blick von Medizinern und Gerontologen, haben sie

sich in den letzten Jahren zunehmend zu einer Arena für semantische Besetzungsstrategien und Bilderpolitiken entwickelt. Die Folgen kommen in medienwirksam leuchtenden Farben daher: Drohen der Öffentlichkeit auf der einen Seite sinnentleerte „Lebenshülsen“ verlängerter Lebensjahre, „vergeistete“ Lehrkörper an Schulen und Universitäten oder die Entsorgung von „Altlasten“ wie in der bundesrepublikanischen Diskussion um die Pflegeversicherung, so sollen die Seniorinnen und Senioren auf der anderen Seite teilnehmen an den wissenschaftlich angeleiteten Wettkämpfen des „erfolgreichen Alters“ oder einstimmen in die Festivals der Selbstverwirklichung, „fêtes de la flamboyance“, wie sie der französische Kultusminister Jack Lang für die „jungen Alten“ veranstalten läßt.

Die hier vorzustellenden Arbeiten von Historikern und Soziologen haben gemeinsam, daß sie nicht nur unfreiwillig bei den gegenwärtigen Deutungskämpfen zuschauen, sondern sehr bewußt darin Position beziehen.

Historische Annäherungen an die Lebensalter und den Lebenslauf haben in den letzten Jahren einen spürbaren Aufschwung genommen. Dazu haben zweifellos der aktuelle Problemdruck und das außerwissenschaftliche Interesse an Bevölkerungs- oder Rentenfragen beigetragen. Die allgemeinen Orientierungen der historischen Forschung, etwa in kultur-, wissenschafts-, struktur- oder lebensgeschichtlicher Richtung, schlagen sich auch in diesem Themengebiet nieder. Die Geschichte des Alters ist dennoch durch inhaltliche Interessen verbunden geblieben, ohne der Gefahr zu unterliegen, sich in einem Miniaturspezialgebiet zu isolieren. Die jüngsten Sammelbände und Forschungsbilanzen zeugen von breiten thematischen Anschlußmöglichkeiten sowie von dem beständigen Interesse aus anderen Disziplinen.<sup>2</sup>

Das von Josef Ehmer verfaßte Taschenbuch ist eine ebenso kompakte und lesbare wie preiswerte Überblicksdarstellung der Sozialgeschichte des Alters. Die Synthese setzt klare Schwerpunkte, informiert über die neueste internationale Literatur und kann in der historischen Lehre und Forschung ebenso dienen wie zur Information von Studierenden und Fachleuten in Soziologie, Sozialpolitik und Gerontologie. Wie gelingt so etwas auf 240 Seiten? Kurz gesagt: durch Beschränkung auf thematische Schwerpunkte einerseits und durch Erweiterung, d. h. besonders Europäisierung des Blickwinkels andererseits. Ehmer informiert nicht über das gesamte Spektrum der historischen Zugänge zum

Alter; er konzentriert sich stattdessen auf die materiellen Lebensbedingungen der breiten Bevölkerung im höheren Lebensalter und dabei speziell auf Haushaltsformen und Familienversorgung, Arbeit und Ruhestand, Sozialpolitik und Einkommenssicherung. Der zeitliche Rahmen reicht vom 17./18. Jahrhundert bis in die Zukunft, in die demographische Projektionen weisen, wobei der Schwerpunkt im späten 19. und 20. Jahrhundert liegt. Der Wahrnehmung von Altersproblemen durch Sozialreformer, Mediziner oder Demographen sowie der aktuellen Debatte über „Alterslasten“ wird in kritischer Form Rechnung getragen. Dagegen werden kulturgeschichtliche Aspekte ausgeblendet: Die Frage, ob sich die Haltung zum Alter und das Ansehen der alten Menschen im Zuge der Moderne grundsätzlich gewandelt hat, findet kaum Beachtung, obwohl diese Debatte die meisten früheren Monographien angeregt hat. Auch andere denkbare Differenzierungen der Altersposition, etwa in bürgerlichen Schichten oder verschiedenen religiösen Milieus, Fragen des gesellschaftlichen und individuellen Umgangs mit Sterben und Tod, das nicht nur aktuelle Problem von Hilfsbedürftigkeit und Pflege – all das bleibt weitgehend ausgeblendet, zum Teil wegen fehlender Forschung, zum Teil aus bewußtem Verzicht. Die Kosten der Auswahl sollte man kennen, um die Stärken richtig zu schätzen.

Ehmer ist es gelungen, den seit einigen Jahren verfügbaren Ertrag aus den großen Datenbanken zur Demographie

(u. a. Berlin), Familiengeschichte (Cambridge und Wien), Erwerbstätigkeit und Sozialversicherung (Mannheim) zusammen mit der reichhaltigen offiziellen Statistik dafür zu nutzen, die langen Entwicklungslinien und internationalen Variationen der Grundparameter des Alters klarzustellen. Zusammen mit seiner, von einer kritischen, neomarxistischen Gruppe britischer Soziologen beeinflussten Nachzeichnung der Entstehung betrieblicher und staatlicher Rentensysteme läßt sich so die „gesellschaftliche Konstruktion“ der Alters- und Ruhestandsphase mitsamt ihren Mängeln und Gefährdungen bis in unsere Gegenwart verfolgen. Eine so bündige, dabei zu Differenzierung und Weiterarbeit einladende Darstellung ist nur als strukturgeschichtliche Synthese einer breiten quantitativen, großräumigen, regional und international vergleichenden Forschung möglich. Wie gesagt kann man darin auch manches vermissen, aber die Leistungsfähigkeit dieser Vorgehensweise sollte doch – über dieses Beispiel hinaus – Beachtung finden, wenn die heimelige „Dichte“ von Alltags- und Mikrogeschichten gegen die kühle „Distanz“ strukturgeschichtlicher Studien ausgespielt wird.

Anders als in den siebziger Jahren ist heute das sozialgeschichtliche Informationsangebot zu Altersfragen an die benachbarten Sozialwissenschaften breit entwickelt. Für den umgekehrten interdisziplinären Warenstrom, also für die Benutzung historischer Perspektiven und Forschungsergebnisse in einer gerontologischen Publikation sind damit

auch die Erwartungen höher gesteckt. Die Publikation des Soziologen Anton Amann, eine patchworkartige Mischung aus Forschungsbericht, Handbuch und Essay, hat diese Möglichkeiten leider nicht ausgeschöpft. Auch wenn Ehmers und Lasletts Darstellungen später erschienen sind, zeigen sie doch, was im Hinblick auf die langfristige Entwicklung etwa von Familie, Erwerbstätigkeit und wohlfahrtsstaatlicher Politik bereits an Ergebnissen vorlag.

„Die vielen Gesichter des Alters“ werden in drei großen inhaltlichen Teilen porträtiert: erstens „Altern im Wandel der Kulturen“ mit Kontrastierungen von ethnologischen Befunden der traditionellen chinesischen Kultur, heutigen Entwicklungsländern und der europäischen Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert. Der zweite Schwerpunkt „Altern heute“ widmet sich vor allem den Problemen der älteren Arbeitnehmer und des vorgezogenen Ruhestandes sowie der Beziehung zwischen familiärer und sozialstaatlicher Versorgung. In wesentlich knapperen Kapiteln werden drittens soziale Ungleichheiten in der heutigen Altenbevölkerung und viertens – sehr cursorisch – Fragen der Bildungsarbeit behandelt. Den Schluß bildet eine etwas willkürliche Mischung von Kurzinformationen über Sozialdienste und Pflegeheime, Alterspyramiden der österreichischen Bundesländer und verschiedenen Adressen. Einige Abschnitte dieses Bandes zeugen von Amanns vielseitigen Forschungsinteressen, die von der Demographie über die lebensgeschicht-

liche Befragung bis hin zu kulturvergleichenden und theoretischen Ansätzen reichen. Sie sind meist an anderer Stelle schon veröffentlicht und wenden sich, zusammen mit wissenschaftskritischen Überlegungen, auch hier an Fachkollegen und nicht an das breite Publikum. Insgesamt fügen sich die Teile nicht zu einem Lesebuch oder gar „unentbehrlichen Handbuch“ zusammen, wie es das Cover verheißt. Inhaltlich fällt auf, daß Kulturvergleiche und besonders ethnologische Befunde als Geschichtersatz dienen. Das hat in gerontologischen Veröffentlichungen zwar eine lange Tradition, ist aber eigentlich heute nicht mehr nötig.

In England haben zwei anerkannte Historiker verschiedener Provenienz in kurzer Folge mit ebenso sozialhistorisch fundierten wie gegenwartsbezogenen Büchern zum Altern öffentliches Aufsehen erregt. Peter Lasletts Werk über Geschichte und Zukunft des „Dritten Alters“ ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Man kann es als Synthese einer langjährigen Reflexion und kollektiven Forschungsanstrengung über den Einfluß demographischer Prozesse auf moderne Gesellschaften lesen. Daneben bieten sich weitere Lektüren an: Das Buch ist zugleich die engagierte Stellungnahme eines über 70-jährigen Historikers zur aktuellen Situation seiner Altersgruppe. Und drittens meldet sich in einigen Kapiteln der radikale Bildungsreformer der 1960er Jahre zu Wort, der einer der Initiatoren der englischen *Open University* war und in den letzten Jahren vehement für ei-

genständige und selbstbestimmte Bildungschancen älterer Menschen eingetreten ist. Das von Laslett selbst initiierte Paradebeispiel dafür ist die britische Variante der *University of the Third Age*, die in den 1980er Jahren von Cambridge ihren Ausgang nahm. Man hat also den ganzen Laslett vor sich: den historischen Soziologen, den Journalisten, den radikalen Kritiker von Institutionen und nicht zuletzt *Mr. Third Age* – alles zusammen in einer Lebensphase, die bei anderen Leuten „Ruhestand“ heißt.

Der Untertitel „The Emergence of the Third Age“ meint die Herausbildung einer besonderen Altersphase nach der Erwerbsarbeit, aber vor dem körperlichen und geistigen Niedergang des „Vierten Alters“. Dieser Entstehungsprozeß ist nicht auf der Ebene individueller Lebensläufe und der Abgrenzung von chronologischen Lebensphasen angesiedelt, sondern er wird als kollektive Errungenschaft nationaler Gesellschaften betrachtet. Nur die industriell und sozialpolitisch am weitesten entwickelten, reichsten und demographisch am stärksten „gealterten“ Länder beherbergen das „Dritte Alter“ als massenhafte Erfahrung: neben Westeuropa und Skandinavien vor allem auch die USA und Kanada sowie Australien, Neuseeland und Japan.

Etwas zu kurz kommt in Lasletts makrosozialer Herleitung des „Dritten Alters“ die Bedeutung und die Formenvielfalt des Wohlfahrtsstaates, aber diese Aspekte lassen sich auf der Basis einer reichhaltigen vergleichenden Lite-

ratur in seine Argumentation integrieren.

Weitere Kapitel des Buches untersuchen, wie das kollektiv möglich Gewordene sich für Individuen, Familien und Öffentlichkeit auswirkt. Am interessantesten sind dabei sicherlich die Kapitel über Demographie, Familie und Lebensverlängerung; empirisch weniger gesättigt erscheinen die Abhandlungen zu wissenschaftlichen Altersbildern und zur Beziehung zwischen Arbeit und Ruhestand. Trotz der Nutzung langfristiger Datenreihen kommt geschichtliche Erkenntnis bald an ihre Grenzen. Laslett betont durchgehend die Neuigkeit der Situation, die Menschen erleben, die am Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts in den Ruhestand eintreten: „The past has little to teach us (...) We are on our own, in time at least.“ (S. 137) Daraus wird ein starker Appell, gerichtet an Gesellschaft und Ältere gleichermaßen, die drängenden Fragen der Freizeit, Selbstentfaltung, Sinngebung und des Verhältnisses zu den jüngeren Generationen selbst in die Hand zu nehmen: „We need a new outlook, a new language and we need above all a new institution, or set of institutions.“ (S. 3)

In Lasletts Vision wird das „Dritte Alter“ zur eigentlichen Höhe des Lebens und Bildung der Königsweg zur Selbstverwirklichung. Dieser Entwurf ist ebenso elitär wie utopisch, das wird nicht geleugnet, aber er gewinnt seine kritische Kraft aus der Konfrontation mit den Rigiditäten bestehender Ausbildungssysteme (für die Jungen) und

dem Paternalismus weiter Bereiche sogenannter Altenarbeit.

Ein untergründiges Thema des Buches, auch der informativen Kapitel über demographische Prozesse und Lebensverlängerung, ist die Macht sprachlicher Metaphern und Klassifikationen. Der verlogene Euphemismus („Herbst des Lebens“), die irreführende Übertragung („Vergreisung der Gesellschaft“) oder das abschätzige Stereotyp („altes Eisen“) sind es, die den Autor aus seiner Reserve locken. An diesen Punkten wird der kühle Empiriker zum engagierten Advokaten. Die sorgfältige Zurückweisung etwa der Annahme, daß Institutionen oder ganze Nationen eine dem individuellen Alterungsprozeß vergleichbare Entwicklungen durchlaufen, stellt ein Musterbeispiel dafür dar, wie mit öffentlichen Diskursen historisch-kritisch umgegangen werden kann. Begriffsgeschichtlich interessant ist der Exkurs zum ‚Alter‘ von Nationalstaaten: Am Beispiel Chinas, das als Nation und Kultur uralte, demographisch aber außerordentlich jung ist, wird das Spiel der Metaphern als irreführend gekennzeichnet. Politisch gefährlich wirken solche Bilder, wenn sich – wie im britischen Fall – die befürchteten Folgen einer alternden Bevölkerung mit der Angst verbinden, den technologischen und wirtschaftlichen Anschluß zu verpassen. Spitze Kritik müssen sich die Mediziner gefallen lassen; sie werden als Beispiele für die Macht der Experten und das unkritische Tradieren negativer Stereotypen hart kritisiert.

Der ursprüngliche Titel von Lasletts

Buch sollte heißen: „Britain, be your age!“ Sein normativer Anspruch und die angeführten empirischen Befunde würden sogar eine weitere Verallgemeinerung erlauben: „Europa, steh' zu Deinem Alter!“ Das letzte Kapitel ist folglich auch keiner abwägenden Bilanz der Ergebnisse gewidmet, sondern wendet sich mit ethischen Forderungen an die alten Menschen selbst: Ihre Pflichten und Verantwortlichkeiten gegenüber der Gesellschaft stehen dort im Mittelpunkt, nicht ihre vermeintliche Opfer- oder Klientenrolle. Laslett zufolge richten sich die Verpflichtungen der Alten „zeitlich nach vorn“: Sie schulden niemandem vor ihnen mehr etwas, sondern nur noch ihren Nachfahren, Kindern, Enkeln (...) Ihnen gegenüber haben sie als Treuhänder („trustees for the future“, S. 196) zu wirken. Diese Aufgabe wird am Beispiel des kulturellen Erbes erläutert, aber sie ließe sich überzeugend auch auf das Gebiet der Ökologie übertragen.

Wenn jemand in den bisher besprochenen Büchern fehlt oder – wie bei Amann – nur an einer Stelle zu Wort kommt, dann sind es die älteren Menschen selbst. Diesem Manko hat ein anderer englischer Historiker mit seinem Team auf überzeugende Weise abgeholfen. Paul Thompson, der Hauptvertreter der englischen Oral history, und seine beiden Ko-Autorinnen, Catherine Itzin und Michele Abendstern, haben den Mangel einer Erfahrungsgeschichte des Alterns in der bisherigen Forschung sowohl benannt als auch mit Hilfe einer breiten Sichtung lebensgeschichtlicher

Quellen zu beheben gesucht. Einleitend kritisiert Thompson, daß die bisherige Interviewforschung mit alten Menschen deren Lebenslauf und Alternserfahrung nur unzureichend thematisiert hat: Die Historiker vernachlässigten das Alter, weil sie sich für die Vergangenheit, meist das jüngere Erwachsenenleben der Befragten, interessierten; die Soziologen, weil sie in erster Linie an den gegenwärtigen Problemen interessiert waren. Sicher sind auch andernorts Historiker in dieses Niemandsland vorgestoßen. Erinnerung sei nur an die Initiative um die Wiener Volkshochschule Ottakring<sup>3</sup>, aber eine so umfassende Monographie dazu gibt bisher noch nicht vor.

Thompson und seine Mitarbeiterinnen haben dafür drei Gruppen von Quellen ausgewertet: erstens geschriebene Autobiographien vom Menschen, die etwa zwischen 1830 und 1870 geboren wurden, zweitens 444 in den frühen 1970er Jahren geführte lebensgeschichtliche Interviews und drittens eine besondere Erhebung mit 55 Großvätern und Großmüttern, die im Zentrum der Veröffentlichung stehen. Die Ausbeute aus den ‚historischen‘ Erinnerungsquellen, die oft nur beiläufig das Alter von Eltern und Großeltern, die Kontakte zwischen den Generationen oder das eigene Altern erwähnen, ist erstaunlich groß und sollte zu ähnlichen Erkundungen anstoßen. Daß sich in diesem Bereich noch bislang unerschlossene Erfahrungswelten auftun können, zeigt auch eine bemerkenswerte amerikanische Untersuchung über Briefe, Tagebücher und autobiographische Texte älterer Frauen

am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.<sup>4</sup>

Gegenüber dem kürzeren, historischen Teil von *I Don't Feel Old* steht der aktuelle Teil, der sich detailliert dem Alltagsleben, den Erwartungen und Sorgen älterer Menschen widmet. Das Autorenteam hat sich von vier großen Forschungsthemen der letzten Jahrzehnte anregen lassen: der Lebenslaufperspektive, den Unterschieden zwischen Männern und Frauen im Alter, der Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse für Gemeinschaftsbildung und Konflikt sowie schließlich der Frage nach der Persönlichkeitsentwicklung im Lebenslauf. Während diese Ansätze sowohl im historischen als auch im aktuellen Teil mit Erfolg benutzt worden sind, war Thompson als langjähriger Historiker der englischen Gesellschaft überrascht, daß die Klassendimension am wenigsten zur Erklärung der individuellen Unterschiede zwischen den heutigen Großeltern beitrug. Er widersteht jedoch der Versuchung, die sehr positiv bewertete Pluralisierung und Individualisierung der „jungen Alten“ ganz von sozialstrukturellen Bedingungen zu lösen, sondern weist vielmehr auf die fortbestehenden Ungleichheiten in der Lebenserwartung, der Bildung oder der Einkommen hin, die durch den sozialen Status und Geschlechtszugehörigkeit bereits früh im Lebenslauf festgeschrieben werden (S. 100–106).

Die Präsentation der Ergebnisse ist thematisch: der Selbstwahrnehmung des Alternsprozesses, der Bedeutung von

Arbeit und Ruhestand, von Freizeit und Unterhaltung, der Großelternschaft und den Generationenbeziehungen sowie der Partnerschaft und der Erfahrung der Trennung oder Verwitwung sind eigene Kapitel gewidmet. Ein Anhang mit einer vorsichtig statistischen Auswertung der Antworten ergänzt die qualitativen Befunde. Die wohlstrukturierte und eher sachliche Annäherung des Autorenteams an diese Lebensbilanzen verdeckt weder sein Engagement und seine Sympathie für die älteren Interviewpartner noch die Lebensfülle und Lebenslust dieser Generation. Der Zorn und Reformeifer von Thompson, Itzin und Abendstern gelten den Stereotypen und negativen Bildern, die sie in der ganzen Gesellschaft zu Ungunsten der Alten am Werke sehen. Sie sparen auch nicht mit Einwänden gegen allzu grobe familiensoziologische und gerontologische Verallgemeinerungen. Der moralische Impetus mag manchmal etwas über das Ziel hinausschießen, etwa wenn die durchaus realistischen Abwägungen der Großelternposition oder des *generation gap* durch die Betroffenen selbst von Abendstern als Ausgrenzungen der Alten durch die Familie kritisiert werden (S. 180, 193 f.). Zum Teil führt die analytische Strategie der Differenzierung und Individualisierung auch zu unnötiger Unübersichtlichkeit, wo stärkere Typisierung und biographische Verknüpfung der Einzelfälle quer durch die Themengebiete angebracht gewesen wären.

Zur gesellschaftsgeschichtlichen Verortung dieser Generation von Großel-

tern am Ende der 1980er Jahre wird man auf Ehmers und Lasletts Darstellung zurückgreifen müssen. Die historische Einleitung von Thompson, die die Ergebnisse zur englischen Altersgeschichte des 17. bis 19. Jahrhunderts sehr pointiert nachzeichnet, läßt gerade die Entwicklungen im 20. Jahrhundert unbeachtet, die den Rahmen für die dargestellten Lebensläufe bilden. Schließlich sind die „jungen Alten“ von heute und morgen die Gewinner einer langen Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs und wohlfahrtsstaatlichen Ausbaus in der Nachkriegszeit. Dies mag für England weniger zutreffen als für seine westeuropäischen Nachbarn und für Nordamerika, und man mag die sozialpolitische Relevanz eines solchen Urteils bezweifeln, aber es sollte klar geworden sein, daß man auch die ökonomische Position der zweiten Lebenshälfte nicht mehr mit den Kategorien des 19. Jahrhunderts messen kann.<sup>5</sup> Aber dies können nur Randnotizen zu einem Buch sein, das durch seinen Ansatz, die Fülle seines Materials und die Lebendigkeit der Darstellung überzeugt und dem man eine deutsche Übersetzung wünschen würde.

Die Autoren der drei sozialgeschichtlichen Studien sind sich weitgehend einig über die langfristigen Tendenzen in Demographie und Familienstruktur, die die Rahmenbedingungen für das Leben im Alter bilden. Weniger an Kollegen als an die Öffentlichkeit und gegen einen immer noch verbreiteten Diskurs von Sozialpolitikern wenden sie sich, wenn sie eindringlich auf

die Konstanz der Familienstrukturen über mehrere Jahrhunderte hinweisen. Laslett nimmt Rosenmayrs Wort von der „Intimität auf Distanz“ auf und unterstreicht, wie wichtig bereits den Engländern des 17. und 18. Jahrhunderts Autonomie, aber nicht Isolierung gegenüber der Verwandtschaft war. Unterschiedliche Akzente werden im Hinblick auf die gesellschaftlichen Kräfte gesetzt, die zu Veränderungen in der Situation der Älteren geführt haben. Während Ehmer den Umbruch der Produktionsverhältnisse und die Folgen der Industrialisierung zusammen mit ihren öffentlichen, sozialpolitischen Bearbeitungsformen am Werke sieht, nimmt Laslett pointiert gegen jede Art von Modernisierungstheorie Stellung. Stattdessen bietet er die demographischen Umbrüche in Lebenserwartung und Altenanteil, „the secular shift in ageing“, als Wasserscheide an. Danach, d. h. erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, zeigen sich deren dramatische Folgen. Auch Amann relativiert einerseits die Bedeutung der Demographie als Motor gesellschaftlicher Veränderungen, hebt aber andererseits mit dem statistischen Material seines Buches die folgenreichen Verschiebungen der Bevölkerungsstruktur gerade der letzten Jahrzehnte hervor. Thompson zufolge ist es die Erhöhung der Lebenserwartung, die auf der individuellen Ebene wirksam geworden ist. Die Hauptunterschiede zwischen der heutigen Situation älterer Menschen und dem „Früher“, das bis in die 1950er Jahre reichte, sehen sie außerdem in der Verallgemeinerung

des Ruhestandes und der Renten. Dagegen seien die öffentlichen Einstellungen zum Alter und seine negative Stereotypisierung seit mindestens 400 Jahren stabil (S. 250). Ähnlich wie die amerikanische Forschung weisen Ehmer und Laslett in dieser Frage auf die wissenschaftlichen und sozialpolitischen Experten seit Ende des 19. Jahrhunderts hin, die in Versicherungsmedizin, Bevölkerungswissenschaft, Personalmanagement usw. zunehmend abwertende Beurteilungen über das „unproduktive“ Alter verbreitet haben.

Geschlechter- bzw. frauengeschichtliche Fragen werden von den Autoren unterschiedlich bearbeitet. Die quantitativen Reihen geben über die Lebens- und Arbeitsformen von Frauen und Männern vergleichend Auskunft, die Sozialpolitikgeschichte stellt die Frauen eher an den Rand, nur in der Oral history finden sie eine stärkere Aufmerksamkeit als Männer. Thompson und seine Ko-Autorinnen betonen mit ihrem dafür sicher besonders suggestiven Material am stärksten die Individualisierung der heutigen Alten; die Pluralisierung von Lebensstilen und die Auffächerung von Ansprüchen unter den sogenannten „neuen Alten“ wird von Amann dagegen bewußt relativiert und so als Zukunftstrend stark unterschätzt. Laslett betont am deutlichsten das Potential von Generationenkonflikten um die zukünftigen Leistungen und Kosten des Wohlfahrtsstaates; Amann und Ehmer halten sich an die weniger pessimistischen Voraussagen und sehen es überdies als problematisch an, die Al-

tersgruppen gegeneinander auszuspielen und damit die sozialen Ungleichheiten zu verdecken.

Ein Manko aller vier Veröffentlichungen ist die Vernachlässigung des sog. „Vierten Alters“, der von Gesundheitseinbußen, dem Risiko der Demenz, von Pflegebedürftigkeit und dem Ausgeliefertsein an Institutionen dominierten Lebensphase. In Ehmers strukturge-schichtlichem Überblick läßt sich das noch am ehesten entschuldigen, denn fehlende Quellen und zurückhaltende Forschung, aber wohl auch schwächere reale Ausprägung dieses Teilbereichs der Alternserfahrung erklären die Gewichtung. Laslett und Thompson dagegen – und das ist gravierender – treffen eine bewußte Entscheidung für die Privilegierung des aktiven, mehrheitlich gesunden, „jungen“ Alters. Wie auch Amann und viele heutige Gerontologen wollen sie mit Absicht dem pessimistischen, pathologisierenden Altersbild entgegenwirken, das sie überall in der Öffentlichkeit noch verbreitet sehen. Die Gefahr, mit diesem Vorgehen auch in der humanwissenschaftlichen Behandlung des Alters ein Reservat zu schaffen, in das alle Nachteile, Kosten und sowohl individuellen als auch gesellschaftlichen Bedrängnisse verbannt werden, wird wohl gesehen. Laslett schreibt: „I am conscious, however, of the danger that the Fourth Age may become the scapegoat of the argument.“ (S. VII) Ob man aber die Öffentlichkeiten hochentwickelter und deshalb auch „ergrauter“ Gesellschaften wirklich adäquat auf die Herausforderun-

gen des demographischen Alterungsprozesses einstimmen kann, wenn man die schwerwiegendsten Risiken dieser Lebensphase weitgehend ausspart, scheint mir zweifelhaft. Noch schwieriger zu akzeptieren finde ich es, wenn aus Thompsons Auswahl von vornherein alte Menschen, die in Heimen wohnen oder hospitalisiert sind, ausgeschlossen werden. Auch die Erfahrung meist älterer Frauen, die Eltern oder Ehepartner pflegen, scheint unterrepräsentiert. Tod und Sterben werden als Antizipation bzw. vor allem Verdrängung seitens der „jungen Alten“ thematisiert, aber es fehlt das vorherrschende Schicksal des Anstaltstodes. Die Absurdität und der banale Schrecken solcher Lebensenden werden zur Zeit eindrücklicher in literarischen Texten vermittelt, so z. B. innerhalb zweier mit Recht hochgelobter Sammlungen von Alltagsreportagen.<sup>6</sup>

Die vorgestellten Veröffentlichungen wenden sich an ein breites, über die Fächergrenzen hinausgehendes Publikum. Wie das Medienecho etwa auf Lasletts Buch gezeigt hat, bieten sie die Chance, mit ihren Ergebnissen auch Entscheidungsträger oder zumindest ihre Redenschreiber zu erreichen. Erfahrungsgemäß veralten aber der Appellcharakter und der reformerische Gestus schneller als die weiterführenden Fragestellungen und die neuen Antworten. So hat das Thema Alter auch immer noch eine Spitze für die allgemeine Sozialgeschichte parat; es wirkt als scharfer Test für die Vollständigkeit zahlreicher Ergebnisse: Wenn die zweite Hälfte oder das letzte Drittel des Lebens

ausgespart werden, mögen historische Studien zwar im 18. und 19. Jahrhundert keine großen Gruppen vernachlässigen, aber sie verschenken die Möglichkeit, historische Prozesse und Erfahrungen in ihrer lebensgeschichtlichen Gänze zu erfassen.

#### Anmerkungen:

1 Gerd Göckenjan u. Hans-Joachim von Kondratowitz, Hg., *Alter und Alltag*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988.

2 *Archiv für Sozialgeschichte* 30, 1990 (Schwerpunkt: Geschichte des Alters); Thomas R. Cole, Robert Kastenbaum u. David D. Van Tassel, Hg., *Handbook of Aging and the Humanities*, New York: Springer 1992; Margaret Pelling u. Richard M. Smith, Hg., *Life, Death, and the Elderly. Historical Perspectives*, London u. New York: Routledge 1991.

3 Helmut Konrad u. Michael Mitterauer, Hg., „...und i sitz' jetzt allein“: *Geschichte mit und von alten Menschen*, Wien, Graz u. Köln: Böhlau 1987.

4 Terri L. Premo, *Winter Friends. Women Growing Old in the New Republic, 1785-1835*, Urbana, Chicago: University of Illinois Press 1990.

5 Paul Johnson, Christoph Conrad u. David Thomson, Hg., *Workers Versus Pensioners: Intergenerational Justice in an Ageing World*, Manchester u. New York: Manchester University Press 1989.

6 Gabriele Goettle, *Deutsche Sitten. Erkundungen in Ost und West*, Frankfurt am Main: Eichborn 1991; dies., *Freibank. Kultur minderer Güte amtlich geprüft*, Berlin: Edition Tiamat 1991.